

Oswald Heer und Graubünden

Autor(en): **Ribi, Hilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **24 (1982)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Oswald Heer und Graubünden

von Hilde Ribi

Wenn aber schon ein Blick, den wir von unseren Bergeshöhen in die kleine Schöpfung tun, die uns umgibt, uns mit Staunen und Bewunderung erfüllt, wie sollen wir die Gefühle nennen, welche sich unser bemächtigen, wenn wir von jenen Bergeshöhen der Wissenschaft aus unsere Blicke in die Unermesslichkeit der Schöpfung versenken!

Der glarnerische Naturforscher Oswald Heer, ein tiefgläubiger Mann, flocht 1847 diese kennzeichnenden Worte mit ein in die Festansprache, welche er unter dem Motto «Die Harmonie der Schöpfung» zur Jahrhundertfeier der Naturforschenden Gesellschaft Zürich an die Teilnehmer richtete. All seine Erdentage waren geprägt vom bewegenden Bewusstsein göttlicher Liebe, die ihre beseligenden Strahlen über das ganze Leben ausgiesse und uns Menschen die himmlische Gabe verliehen habe, unsern Geist in Gottes Werk zu versenken. Oswald Heer lebte von Kleinkinderzeiten an in ungebrochen inniger Verbindung mit der Natur. Er war der erste Direktor jenes Botanischen Gartens, den der Kanton Zürich in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts auf dem Schanzenterrain um das alte Bollwerk «zur Katz» in Zürich hatte errichten lassen. Die obgenannte Vereinigung der Naturforscher, vormals «Physicalische Gesellschaft» geheissen, hatte früher schon, im sogenannten Schimmelgut in der Gemeinde Aussersihl, «am Fussweg nach Wiedikon», einen bescheidenen Botanischen Garten unterhalten. Jedoch er erwies sich als zu abgelegen, zu sandig, zu trocken. Für 1960 Franken erwarb der Staat all seine immerhin etwa 5000 Pflan-

zenspecies umfassenden Bestände und ordnete die Verlegung der Anlage auf den ansehnlichen Moränenhügel am Schanzengraben an. An die siebzig Mann arbeiteten damals auf jenem (nahe der Sihlbrücke und dem Warenhaus EPA gelegenen) Gelände «zur Katz», planierten, terrassierten, füllten die Kasematten auf, legten Wasserleitungen, schufen Teiche, Wasserbeken, Gewächshäuser, eine Tuffsteingrotte, ein Pflanzenhaus mit Hörsaal und Gärtnerwohnungen und einem Studiengemach auch für den jungen Professor der Botanik Oswald Heer, der an jener Stätte bald schon mit wehmütiger Hingabe auch die ca. 6000 getrocknete Pflanzen bergenden Herbarien seines verehrten Mentors, «des sl. Hern. Staatsraths Hegetschweiler», hütete.

Dieser Arzt, Politiker und leidenschaftliche Botaniker hat seit 1882 seine, hoch über dem Schanzengraben in einen Sandsteinbrocken im Alpinum eingelassene Gedenktafel: «Gestiftet zum Andenken an Dr. Joh. Hegetschweiler von Stäfa, Staatsrath, geb. in Rifferswil, den 24. Dezember 1789, gest. in Zürich, den 10. September 1839. In Erinnerung an seine Verdienste um die Naturforschung und um die Grundlegung dieses Gartens.» Er war sechzehn Jahre lang Arzt in Stäfa gewesen, bis er 1831 zum Staatsrat (heute würde man sagen: zum Regierungsrat) gewählt wurde. Unter seiner Amtsführung entstand auch das Kantonsspital am Zürichberg, das man vor kurzem erst in «Universitätsspital» umbenannt hat, und ihm zweifellos ist es in erster Linie zu verdanken, dass Oswald Heer schon 1835 mit der Leitung des damals eben

erst im Entstehen begriffenen Botanischen Gartens betraut wurde.

Ein junger Direktor! – erst 26 Jahre alt. Oswald Heer kam am 3. September 1809 zur Welt, verbrachte seine Bubenjahre im glarnerischen, damals nur durch einen Fusspfad mit dem Haupttal verbundenen Sernftal, in der kleinen Kirchgemeinde Matt. Er studierte in Halle im nördlichen Deutschland, wurde 1831 in St. Gallen zum Pfarrer ordiniert, wandte sich dann aber, nach schweren Gewissenskonflikten, aufatmend endgültig seinen heissgeliebten Pflanzen, Insekten und Schmetterlingen zu und war bald schon auch Hochschullehrer an der erst 1833 gegründeten Universität in Zürich. – Staatsrat Hegetschweiler hat seinen jungen Freund auch persönlich eingeführt in die Botanische Gesellschaft, hat jedoch seinen glanzvollen Aufstieg zum Erforscher insbesondere fossiler Pflanzen und urweltlicher Insekten nicht nur der Schweiz, sondern auch der arktisch-alpinen Flora der Polarländer, hat all die vielen gelehrten Publikationen Heers nicht mehr miterlebt.

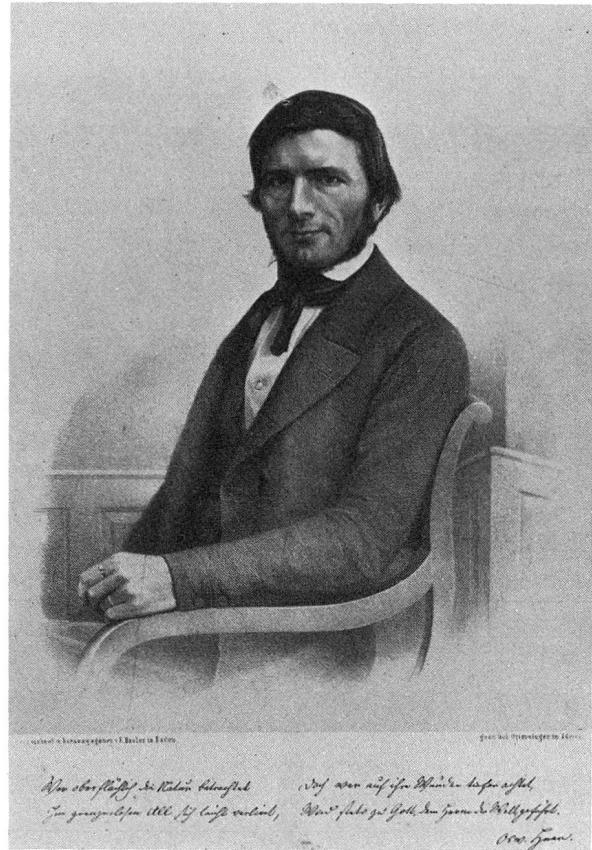
Oswald Heer hielt allein in der Naturforschenden Gesellschaft zweiundvierzig Vorträge, verfasste ein halbes Dutzend Zürcher-Neujahrsblätter: über die obersten Grenzen pflanzlichen und thierischen Lebens in den Alpen, über die Geologie des Kantons Zürich, über die Pflanzen der Pfahlbauten, über den Flachs- und die Flachskulturen im Alterthum, über den Botanischen Garten in seiner Wahlheimat Zürich, und 1852 kam es sogar zu einem Neujahrsstück über «Die Hausameise Madeiras», denn vom 15. Oktober 1850 bis zum 10. April des folgenden Jahres weilte der zu jener Zeit schlimm abgearbeitete, von erschöpfenden Hustenanfällen monatelang gequälte Mann mit seiner geliebten Frau auf jener fernen Insel, die damals als einer der besten Kurorte für Lungenleidende galt. – 1855, als die Eidgenössische Technische Hochschule in Zürich eröffnet wurde, begann Heer alsbald auch dort zu wirken als Professor der Botanik, vorzugsweise für spezielle Botanik, Anleitung zur Bestimmung der Pflanzen, pharmazeutische Botanik und den botanischen und entomologischen Teil der Paläontologie (worunter man die Lehre von Lebewesen vergange-

ner Erdperioden versteht). Viele anregende Exkursionen hat der ungemein liebenswürdige, von seinen Schülern heissgeliebte Lehrer damals mit seinen Studenten unternommen, weit herum im Schweizerland, zu einer Zeit, als sein väterlicher Gönner Hegetschweiler lange schon nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Hegetschweiler erlitt einen tragischen Tod, noch ehe er sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet hatte. Er war eines der vierzehn Todesopfer, welche der sogenannte Straussenhandel, auch Zürich-Putsch geheissen, im September 1839 gefordert hat. Der Regierungsrat hatte früh in jenem Jahre den Württemberger Dr. David Friedrich Strauss, Verfasser des höchst umstrittenen Buches «Das Leben Jesu», an die theologische Fakultät gewählt. Die Ernennung dieses unchristlichen Freigeistes – er hatte in seinem 1835 erschienenen Opus «die Göttlichkeit Jesu bestritten, drei Evangelien den überlieferten Verfassern abgesprochen und die Wunder als Mythen erklärt» – rief im ganzen Kanton blanke Empörung hervor. Auch im Staatsrat war die Wahl nicht einstimmig erfolgt: 13 Räte hatten für, 3 – unter ihnen Hegetschweiler – gegen die Berufung dieses unglückseligen Mannes aus Ludwigsburg gestimmt. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich des Zürcher-Volkes. «Strauss soll und darf nicht kommen!» hiess die Parole. An die hundert Flugblätter für, vor allem aber gegen diesen fragwürdig fortschrittlichen Theologen, der nach der Publikation seines Werks übrigens seiner Stelle am Tübinger-Stift verlustig gegangen war, kursierten im Lande und schürten die Missstimmung. Einen «rechtgläubigen» Theologen wollte man an der Zürcher Hochschule haben! Ein sogenanntes Glaubenskomitee sammelte in kürzester Zeit 39 000 Unterschriften. Daraufhin wurde Straussens Berufung wohl oder übel rückgängig gemacht. Der Mann wurde pensioniert, mit einer Summe von Fr. 1000. – jährlich, noch ehe er sein Amt angetreten hatte. Er soll hernach niemals wieder eine Anstellung gefunden haben. Jedoch das Volk blieb aufgekratzt, verfolgte zu jener Zeit erbittert auch Thomas Scherr, den fortschrittlichen Direktor des Seminars Küs-

nacht, verlästerte ihn gleich Strauss als Antichristen, als sittenlosen Radikalen und vertrieb den hochverdienten Schulmann endlich zusamt seiner Familie schmählich vom Ort.

Am 6. September kam es dann zum Putsch. Die Sturmglocken läuteten. Kavallerie und mit Karabinern bewaffnete Dragoner besetzten den damals noch von Zeughäusern und der Militärkaserne gesäumten Paradeplatz. Vom Land, vom See her drang aufgeregtes, zum Teil bewaffnetes Volk gegen die Stadt vor. Etwa 600 Mann sogenannte Bürgerwehr wurden an ihren Hauptzugängen postiert. Die verstörten Regierungsräte tagten permanent im ersten Stock der damaligen Hauptpost, dem lange schon andern Zwecken dienenden grossen Gebäude, an der Ecke Poststrasse/Bahnhofstrasse, gegenüber der heutigen Konditorei Sprüngli. Man beschloss, die aufgebotenen Truppen zurückzuziehen. Jedoch der Weibel getraute sich nicht hinaus in die fanatisierte Menge. Da ergriff der beherzte Hegetschweiler entschlossen die Ordre, drängte sich durch den Tumult und überreichte sie aus hoherhobener Hand einem Dragoneroffizier, wurde jedoch unmittelbar darauf vor dem Hotel Baur, dem heutigen Savoy, durch einen Schrotschuss über dem linken Auge verwundet und stürzte blutend zu Boden. Massloser Zorn erfasste die Menge, so dass der Verteidiger des Zeughauses (heute Restaurant zum Zeughaus-Keller) contre coeur den Befehl zum Feuern erteilte. Tote und Verwundete wurden bald schon eilends auf Bahren, Leitern und Stühlen ins Spital geschafft. Der allseits beliebte Arzt, Botaniker und zürcherische Regierungsrat Dr. med. Johannes Hegetschweiler ist vier Tage später seinen Verletzungen erlegen. Am 12. September, nachdem jedermann seine sterbliche Hülle, ausgestellt vor dem Postgebäude, hatte besichtigen können, wurde der Tote, von Honoratioren aus der ganzen Schweiz und einer unerhörten Menschenmenge zur letzten Ehrung in die Stadtkirche St. Peter überführt. Oswald Heer aber hat dem so jählings dahingegangenen Freunde hernach einen letzten Liebesdienst erwiesen; er vollendete dessen Werk «Flora der Schweiz» und brachte es schon im folgenden Jahre zur Veröffentlichung. Seine grossartigen



Oswald Heer

Herbarien wurden vom Botanischen Garten angekauft.

Auch Oswald Heer übrigens hat an jener Stätte, im seit kurzem zum «Alten botanischen Garten» gewordenen Areal mit den herrlichen Bäumen sein Monument; seine Marmorbüste, geschaffen kurz nach seinem Tode, steht auf hohem Sockel rechts vom Haupteingang in den Garten – Pelikanstrasse 40 –, eingelassen in eine von Säulen flankierte Nische, umgeben von dunklem Gehölz. Denkbar schlicht in goldenen Lettern die Inschrift: «Oswald Heer MDCCCIX – MDCCCLXXXIII» (= 1809 bis 1883). Die Zürcher haben ihren Botanischen Garten erst 1977 hinaus an die Zollikerstrasse verlegt. Jedoch auch die verwunschenen Anlagen auf dem Hügel «zur Katz» sind der Öffentlichkeit zugänglich geblieben. In die Gebäulichkeiten, wo Oswald Heer einst wirkte, fast ein halbes Jahrhundert lang, von 1835 bis zu seinem Tode, ist mittlerweile das Folklore-Institut der Universität Zürich eingezogen.

Sowohl Hegetschweiler als Heer waren grossartige Bergsteiger. Dreimal, in den Jahren 1819, 1820 und 1822, versuchte Hegetschweiler die höchste Erhebung des Tödi-Massivs, den Piz Rusein (3623 m), zu bezwingen. Es ist ihm nicht gelungen. Seine Erfahrungen und Erkenntnisse aber, die er in der eisigen Umwelt dieses stolzen Berges gewann, schilderte er höchst anschaulich in seiner 1825 erschienenen Schrift «Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden».

Nachdem am 19. April 1863 fünfunddreissig bergbegeisterte Männer in Olten den SAC, den Schweizerischen Alpen-Club, gegründet und die Tödi-Clariden-Gruppe zu ihrem ersten Exkursionsgebiet erkoren hatten, wurde noch im selben Sommer in 2451 m über Meer, am Ostfuss des Tödi, über dem Bifertenfirn, die Grünhorn-Hütte errichtet, die erste SAC-Schirmhütte der Schweiz, eine freilich vorerst nur höchst bescheidene Unterkunft, welche mehr nicht als einem knappen halben Dutzend Tödibesteigern ein primitives Quartier bot. Auch verfehlten jene bewundernswerten Alpinisten nicht, gleichzeitig «bei der Hegetschwylterplatte an der Gelben Wand am Tödiaufstieg vom Bifertengletscher her» eine ehrene Gedenktafel zu Ehren Johannes Hegetschweilers anzubringen. Erstaunlich, wie rasch in jenen Jahren solche Unternehmungen beschlossen und unverzüglich in die Tat umgesetzt wurden! 1870 hatte der Club schon ungefähr tausend Mitglieder. Der eigentliche Initiator des SAC war der Chemiker und Geologe Dr. Theodor Simler (1833–1873) gewesen, der übrigens einmal auch, von 1859–1861, an der Kantonsschule Chur gewirkt hat. Mit zu den Gründern gehörte auch der nachmalige Dr. h. c. der Universität Bern und erste Eidgenössische Oberforstinspektor Johann Coaz, der in seinem langen Leben als ausgezeichnete Gebirgstopograph manches Bündner Blatt für die Dufour-Karte schuf. Coaz, Mitschöpfer auch des Schweizerischen Nationalparks, ist erst im August 1918 im hohen Alter von über sechsundneunzig Jahren in Chur gestorben. Ihm, Coaz, dem Erstbesteiger des Piz Kesch im Jahre 1846, ist am 13. September 1850 auch die Erstbesteigung des Piz Berni-

na (4052 m) gelungen. Oswald Heer hatte schon fünfzehn Jahre früher mit seinem getreuen Berggefährten Madutz und dem berühmten Engadiner Gemsjäger Marchet Colani hinaufzugelangen versucht; die Drei gelangten dann aber irrtümlich auf den 3889 m hohen Piz Palü und wurden somit, wenn auch unbeabsichtigt, zu den Erstbesteigern mindestens dieses berühmten Berges. – Wir werden darauf zurückkommen.

Was den Piz Rusein, den höchsten Gipfel der Tödigruppe, betrifft, sei noch gesagt, dass er bloss zwei Jahre nachdem Hegetschweiler seine Versuche aufgegeben hatte, dann doch bezwungen wurde, freilich nicht von der Glarner-, sondern von der Bündnerseite her. Schon im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts war der Disentiser-Pater Placidus a Spescha (1752–1833) auf Pflanzen- und Mineraliensuche immer wieder in den Höhen auf der Tödi-Südseite herumgeklettert, hat, vermutlich 1788, auch den Gipfel des 3371 m hohen Piz Urlaun erreicht, nicht aber den gute 250 m höher ragenden Piz Rusein. Zweien seiner vormaligen Bergkameraden, Placi Curschellas von Truns und Augustin Bisquolm aus Disentis, unerschrockenen Gemsjägern, ist die Erstbesteigung des vielumworbenen Gipfels am 1. September 1824 dann gelungen. Von der Glarnerseite her geschah der Aufstieg erst dreizehn Jahre später, am 11. August 1837; es betraten damals drei Linthaler Gemsjäger, deren einer schon sechzig Jahre alt war, endlich ebenfalls den höchsten Tödigungipfel. Wenige Tage später unternahm das Trio die harte Tour ein zweites Mal, als Begleiter des in Zürich lebenden luzernischen Junkers Friedrich von Dürler (geboren 1804), der sich dann – Ironie des Schicksals! – wenige Jahre später, am 8. März 1840, an einem vereisten Steilhang des bloss 873 m hohen Aussichtsberges der Zürcher, am Uetliberg, das Genick brach.

Oswald Heer, Abkömmling eines hochangesehenen Glarnergeschlechtes, verbrachte, zusammen mit etlichen Geschwistern und Halbgeschwistern, glückliche Buben- und Jünglingsjahre im (mittlerweile abgerissenen) Pfarrhaus in Matt, von wo aus sein vortrefflich gelehrter Vater ab 1817 als Geistlicher und namhafter

Schulherr ein Vierteljahrhundert lang weit über die Grenzen seines Dorfes hinaus ungemein segensvoll gewirkt hat. Seinen Ältesten, «unsern» Oswald, brachte er persönlich im abgelegenen Tal bis zur Hochschulreife, lehrte ihn, weil er ihn, alter Familientradition gemäss, ebenfalls als künftigen Pfarrer zu sehen hoffte, früh schon auch Latein, Griechisch und Hebräisch und konnte den begabten Filius Ende September 1828 getrost an die Hochschule von Halle (heute in der DDR) schicken. Pfarrer ist Oswald Heer dann auch geworden, wir sagten es schon; er hat jedoch nur ganz wenige Male predigend auf einer Kanzel gestanden, denn übermächtig zog es ihn seit frühen Jünglingsjahren hin zu den Naturwissenschaften. Bezeichnend, dass er noch vor seinem Abgang zur Universität eine Anzahl sorgfältig beschrifteter Herbarien mit je zweihundertfünfzig getrockneten Alpenpflanzen öffentlich zum Verkauf anbot, um ein bisschen eigenes Geld zu haben. Auch in seiner Studentenbude soll es von Pflanzen und allerlei Kleingetier gewimmelt haben.

Oswald Heers künftiger Lebensgang hat sich recht eigentlich entschieden an jenem denkwürdigen 4. Oktober des Jahres 1823, als ihm der alte Chorherr Johann Jakob Blumer (1756–1825), der in seinem prachtvollen Hause «in der Wiese» zu Glarus (in welchem im Oktober 1799 einmal auch Suworow und der russische Grossfürst Konstantin übernachtet hatten) ein ansehnliches Naturalienkabinett und eine grossartige Bibliothek hegte, ein populäres, mit schönen Kupfern illustriertes Insektenbuch lieh. Der Vierzehnjährige hat es in übermächtigem Glücksgefühl den drei Stunden weiten Weg in seiner Eltern Haus getragen und hat den ganzen Band hernach mit mächtigem Eifer abgeschrieben von A bis Z, hat zweifellos auch die Bilder zu kopieren versucht, denn er war schon damals auch ein geschulter Zeichner. Die Leihgabe des alten Herrn wurde ihm zur wahren Offenbarung. Seinem Gönner hat er Dankbarkeit bewahrt bis an seines Lebens Ende. In seinem 1864 erstmals erschienenen über sechshundert Seiten starken, faszinierend bebilderten Werk «Die Urwelt der Schweiz» gedachte er des Längstverstorbenen mit den Worten: «Ihm ver-

danke ich das erste naturhistorische Buch, welches mir als Knabe zu Gesicht gekommen ist.» Er tat mehr noch. Er gab einem in den Schieferbergen von Matt gefundenen versteinerten Vogel, dem ältesten Urvogel der Schweiz, den Namen Protornis Blumeri. (Der älteste Urvogel Deutschlands ist der etwa taubengrosse sogenannte Archäopterix, jenes etwa 180 Jahrmillionen alte Fossil, welches man 1861 in den Kalksteinbrüchen von Solnhofen in Bayern gefunden hat. Archäopterix heisst übrigens ganz einfach «Urvogel»). – Oswald Heers «Urwelt der Schweiz» – der Urvogel von Matt ist dort mitabgebildet – wurde von Bernhard Peyer, Professor an der Universität und an der ETH in Zürich, im Band «Grosse Schweizer» (erschieden zur Eröffnung der Schweizerischen Landesausstellung von 1939 in Zürich) mit grösster Hochachtung erwähnt als ein die geologische Vorgeschichte der Schweiz in mustergültiger Allgemeinverständlichkeit schilderndes Werk: «Reiche eigene Erfahrung, gründliche Kenntnis der fossilen Pflanzen- und Tierreste, namentlich aber die Vertrautheit mit pflanzengeographischen und klimatischen Problemen befähigten ihn, aus den dürftigen Spuren fossiler Pflanzen und Tiere in gewaltiger Synthese ein Bild von den verschiedenen Epochen der Vorwelt zu entwerfen, das zum Besten gehört, was gemeinverständliche Darstellung auf diesem Gebiete geleistet hat.»

Mein geistvoller Geschichtslehrer von einst, ein Essayist und Komparatist von Gnaden, Prof. Dr. Fritz Ernst, hat 1932 dem Andenken des Chorherrn Johann Jakob Blumer, der übrigens in jungen Jahren Zögling gewesen war des Philanthropins in Marschlins, eine respektvolle Studie gewidmet. Darin hat er mit ein paar Worten auch des grossen Paläontologen Oswald Heer gedacht. Fritz Ernst schrieb: «Unweit des Pfarrhauses im Kleintal, wo er aufgewachsen, bricht man seit altem Schiefer. Dieses Gestein, das jetzt in breiten Adern bergwärts ansteigt, lag einst als Schlamm unter dem Meeresspiegel und hat vor seiner Verhärtung verweste Tier- und Pflanzenreste aufgefangen: spaltet man die schwarzen Platten, so findet man in diesen dauerhaften Sarkophagen jahrmillionenalte Überreste einsti-

ger Lebewesen. Eines derselben wurde von Oswald Heer erkannt als ältester Vogel der Schweiz, den er zu Ehren seines eigenen Erweckers Blumerschen Urvogel taufte: *Protornis Blumeri*.» – Solche Benennungen fanden sich früher häufiger als heutzutage. Hegetschweiler hat ein zuvor unbekanntes, kaum 4 cm hohes, rötlich blühendes Pflänzchen der Gattung *Mannschild*, welches er hinten im Sernftal, nahe dem Martinsloch, aufspürte, «*Androsace Heerii* Heg.» benannt, damit gleichzeitig seinen jungen Freund und sich selber ehrend. (Martinsloch heisst jene aparte Felsöffnung am Tschingeln, durch welche während je dreier Tage, im März und im September die Sonne hinab auf Elm scheint. Schon Johann Jakob Scheuchzer hat früh im 18. Jahrhundert gebührend Kenntnis von diesem Phänomen genommen.) – Heers Name wurde noch anderweitig verewigt. Auf Spitzbergen gibt es ein «Cap Heer», in Grönland ein «Cap Oswald». Der Glarner Gelehrte weilte nie in jenen Gegenden, gab aber in den letzten anderthalb Jahrzehnten seines Lebens ein umfängliches Werk über «Die fossile Flora der Polarländer» heraus. Namhafte nordische Gelehrte schickten ihm die Versteinerungen kistenweise zu, unternahmen, ihm zuzudienen, eigentliche Forschungsexpeditionen. Der letzte der insgesamt sieben mächtigen Bände im Folioformat erschien in Heers Todesjahr, 1883. Sie trugen dem unermüdlichen Manne den Rang eines international berühmten Paläobotanikers ein.

Oswald Heers Nachfolger als Professor der Botanik in Zürich wurde Carl Schröter (1855–1936). Unvergessen dessen 1908 erschienenes «Pflanzenleben der Alpen», welches er von seinem jüngeren Bruder illustrieren liess, unvergessen auch seine «Flora des Südens», 1936 im mittlerweile gänzlich verschwundenen Rascher-Verlag in Zürich erschienen, ein mit anschaulichen Farbtafeln reich illustriertes Werk, in welchem der Hochbetagte die Blumen des südlichen Tessins, Graubündens und der oberitalienischen Seengebiete dargestellt hat. Für uns unschätzbar sodann bleibt Schröters frühe Publikation «Oswald Heer. Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers», das er

schon 1885 bei Friedrich Schulthess in Zürich veröffentlicht hatte. Er schuf es in Zusammenarbeit mit J. Justus Heer, Pfarrer in Erlenbach, anscheinend einem Stiefbruder Oswald Heers, Dr. theol. h. c. der Universität Basel. Einen zweiten Teil mit dem Titel «Oswald Heer als Mensch und Bürger in seiner späteren Lebenszeit» verfasste der namhafte Glarner Historiker Gottfried Heer, der von 1866 bis 1906 Pfarrer in Betschwanden war.

Oswald Heer hinterliess keine männlichen Nachkommen. Er hat sich im Sommer 1838 mit Margareth Trümpi, einer Tochter aus dem Pfarrhause von Ermatingen, verheiratet, einer ausgezeichneten Frau, der er innigst zugetan blieb bis an seines Lebens Ende. Den Tod dreier ihrer vier Kinder hatten die beiden zu beklagen; ihr einziges Söhnchen ist nicht einmal jährling geworden. Es haben ihn, als er in der Nacht vom 26. auf den 27. September 1883 nach langem Krankenlager starb, einzig seine Frau und seine damals 43jährige Erstgeborene, Alwine, überlebt, Alwine, die sich dann in vorgerückten Jahren, 1885, mit einem Enkel von Heers ausgezeichnetem Gönner Heinrich Escher-Zollikofer, mit Dr. iur. Egbert Stockar, vermählt hat.

Doch kehren wir einmal noch zurück ins kinderreiche Pfarrhaus von Matt. Da herrschte frohmütig emsiges Leben. Da war nicht nur der Blumengarten, da waren auch Gemüse- und Kartoffelfeld zu bestellen. Da waren der Hühnerhof und ein Stall. Oswald molk Ziegen, besorgte Schafe und mutig auch ein paar Bienenvölker, die ihm ganz allein gehörten. Mit seinen Brüdern zähmte er Vögel, fing Füchse und Murmeltiere. Seine geliebte Elster «Pik» holte sich eines Tages ein Lämmergeier direkt vom Fensterbrett. Die Pfarrersbuben badeten mit Ihresgleichen im kalten Wasser der Sernf, erbauten sich im Buchenwald eine Hütte mit Kochherd, zogen Mitte Juni mit den Herden zur Alp. Der Vater unternahm mit seiner Jungmannschaft immer wieder kleinere und grössere Bildungsausflüge, zu Fuss, selbstverständlich, besuchte mit ihnen die Glarner Landsgemeinde und die Näfelerfahrt, zog mit ihnen über den Segnespass nach Flims, über den Panixer ins Vorder- rheintal nach Chur und weiter in die Tamina-

schlucht. (Der Panixerpass, der ganze Berggrat dort, welcher das Sernftal nach Süden hin vom Kanton Graubünden trennt, hiess von jeher bei den Bewohnern des Kleintals nur «der Bündner» oder allenfalls «der Bündnerberg».) Oft auch wurden die Gelände am Zürichsee begangen. Sie erstiegen den Rigi, gelangten bis zum Rheinfall und bis nach Basel, und gezielt wurde, wann immer es sich schickte, angekehrt bei bedeutenden Persönlichkeiten. So lernte der Jüngling Oswald früh schon in Stäfa seinen Hegetschweiler kennen, trug ihm Pflanzen zu, die zu bestimmen ihm nicht gelingen wollte. In Zürich wurde der bekannte Zoologe und Politiker Dr. med. Heinrich Rudolf Schinz (1777–1861) aufgesucht, Verfasser verschiedener naturwissenschaftlicher Werke, der dann 1841 Gründer und erster Präsident der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft wurde. Oswald durfte in Winterthur klopfenden Herzens den hochbetagten Entomologen Joseph de Clairville (1742–1830) besuchen, der vor langen Jahren vor den Schrecken der Französischen Revolution in die Schweiz geflohen war. Und noch eine wahrhaft schicksalsträchtige Begegnung war ihm beschieden, vermutlich noch ehe er an die Alma Mater nach Halle pilgerte. Er wurde dem Grosskaufmann Heinrich Escher-Zollikofer (1776–1853) vorgestellt, der als Associé des Pariser Bankiers Hans Conrad Hottinger (1764–1841, einem gebürtigen Zürcher, der 1801 von Napoleon zum Baron ernannt worden war), in Amerika durch den Handel mit Ländereien, Kolonialwaren, Baumwolle, Tabak und Pelzen steinreich geworden war und sich, in die Heimat zurückgekehrt, in der Enge bei Zürich auf einem mit Reben bepflanzten Stück Land, das damals noch bis hinab zum See reichte, seine vornehme Villa «Belvoir» erbaut hatte. Im Herbst 1831 hat er sich dort mit den Seinen installiert; ein wundervoller, mittlerweile längst schon der Öffentlichkeit zugänglicher Park ward angelegt. (Die Stadt Zürich hat das «Belvoir» 1901 angekauft; in die umgebaute Villa ist 1925 die Schweizerische Fachschule für das Gastgewerbe eingezogen, die dort noch heute haust und auch ein gepflegtes Restaurant betreibt.)

Escher-Zollikofer war in jüngeren Jahren ein gewandter Bergsteiger gewesen, hatte mit Leidenschaft immerzu Insekten und Schmetterlinge gesammelt, war im Bündnerland auch bekannt geworden mit dem Dekan Luzius Pol (1754–1828), der noch in hohen Jahren, 1825, Mitbegründer der «Naturforschenden Gesellschaft von Graubünden» geworden war. Luzius Pol hat übrigens auch den vorhin erwähnten Gelehrten Clairville gekannt und durfte zu seiner unsäglichen Genugtuung dessen Werk «Helvetische Entomologie» aus dem Französischen ins Deutsche übersetzen.

Escher-Zollikofer's Insekten- und Schmetterlingssammlungen wuchsen ins Ungemessene. Er kaufte immer neue, zum Teil auch überseeische Kollektionen hinzu. Wenige Monate nachdem er ins «Belvoir» eingezogen war, erbat er sich Oswald Heer zu seinem Mitarbeiter.

Schüchtern zog der junge Glarner, der im Juni 1831 soeben erst «die Ordination zum heiligen Predigtamt» empfangen hatte, am 12. Januar 1832, zu Fuss von Matt herkommend, mit seinem auf den Rücken gebundenen Reisebarometer in das herrschaftliche Haus über dem Gestade des Zürichsees ein. Er verbrachte dort gezählte sechseinhalb Jahre, die glücklichsten, die sorglosesten Jahre seines Lebens, wurde zum achteten Familienmitglied, ordnete und klassifizierte mit grösster Hingabe die enormen, pêle-mêle gehorteten Bestände an Insekten, Käfern und Schmetterlingen seines loyalen Brotgebers und wurde heiss geliebt auch von dessen beiden Kindern, Clementine (1816–1886), die später zur angesehenen Porträtmalerin wurde (sie hat u. a. ein bemerkenswertes Bildnis nicht nur ihres Bruders, sondern eines auch von Richard Wagner geschaffen) und Alfred (1819–1882), dem nachmals allmächtigen Staatsmann, Gründer der Schweizerischen Kredit-Anstalt und Hauptförderer der Gotthardbahn, die im Jahre seine Todes in Betrieb genommen werden konnte; vor dem monumentalen Portal des Zürcher Hauptbahnhofes ragt seit 1889 auf hohem Sockel sein vom Bildhauer Richard Kissling geschaffenes Denkmal. Als Dr. Alfred Escher, der erst elfjährig gewesen war, als Heer seinen Posten im «Belvoir» antrat, sich vermählte, über-

reichte der mittlerweile längst schon selber zu hohem Ansehen gelangte Prof. Dr. Oswald Heer ihm nachträglich als Hochzeitsgabe die Biographie seines Vaters. Er hatte sie 1857 verfasst, nachdem sein ehemaliger Gönner und Förderer seit einigen Jahren schon nicht mehr unter den Lebenden weilte. Sie blieb jahrzehntelang Manuskript, wurde gedruckt erst im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1910, eine dort fünfzig Druckseiten umfassende, sehr lesenswerte Arbeit mit dem Titel «Heinrich Escher-Zollikofer. Eine Lebensskizze von Oswald Heer». Im März 1858 übrigens schenkten die Erben «des sel. Hrn. Escher-Zollikofer, Hr. Dr. Alfred Escher und Hr. Bergrath Stockar-Escher» (das war der Ehemann der Clementine), dem Zoologischen Kabinett des Polytechnikums dessen «berühmte prachtvolle und äusserst kostbare Sammlung von Schmetterlingen und Insekten. Sie zählt in 66 300 Exemplaren 22 280 Arten. Sie soll in besonderen Räumen des Polytechnikums als ‚Escher-Zollikofer’sches Museum‘ aufgestellt und aus einem besonderen Kredit erhalten und vermehrt werden».

Das mag Oswald Heer, der seit geraumer Zeit seinen Lehrstuhl auch an der ETH innehatte, hohe Genugtuung verschafft haben, denn niemand kannte diese Kollektionen so gründlich wie er. Fügen wir an dieser Stelle noch hinzu, dass er schon im Jahre darauf die Wahl des Bündners Dr. Christian Brügger (1833–1899) zum ersten Konservator des neugegründeten Botanischen Museums an der ETH veranlasste. Brügger übte sein Amt mit grösster Gewissenhaftigkeit aus und blieb in Zürich, bis man ihn 1870 an die Kantonsschule Chur bat.

In den ersten Zeiten, als der junge, der Botanik und der Welt der Insekten mit Haut und Haaren verfallene Theologe Oswald Heer im «Belvoir» hauste, überkamen ihn immer einmal wieder heftige Gewissensnöte, zumal als man ihm im Oktober des Jahres 1832 klipp und klar die zweite Pfarrstelle in der glarnerischen Gemeinde Schwanden anbot. Er war, wir sagten es schon, von etlichen Geschwistern und Stiefgeschwistern der Erstgeborene und glaubte sich vor Gott und der Welt verpflichtet, die sichere Pfründe annehmen zu müssen, um den Seinen

auch finanziell beistehen zu können. «Jedoch da brach – wie er sich einem Freunde anvertraute – die Liebe zu den Naturwissenschaften mit furchtbarer Gewalt wieder in meiner Seele hervor.» Sein Vater eilte tröstend zu ihm, sein Arbeitgeber vermochte den Schwerumgetriebenen endgültig davon zu überzeugen, es lasse sich auch als Naturforscher entscheidend für Gottes Reich wirken. Und so waren denn die Würfel gefallen. Beseligende Erleichterung bemächtigte sich des jungen Gelehrten. Escher lud ihn ein, weiter in seinem Hause zu wohnen, sicherte ihm zu, er brauche fortan mehr nicht als zwei bis drei Stunden täglich für ihn zu arbeiten, möge im übrigen herzhaft seiner Berufung leben, stellte ihm auch für seine Exkursionen in die Berge grosszügige Freizeit in Aussicht. Frohgemut hat Heer daraufhin denn auch alsbald zum Teil nicht wenig riskante Touren unternommen, hat sich überdies schon am 22. Februar 1834 als Privatdozent an der im Vorjahr erst gegründeten Zürcher Hochschule habilitiert, wurde anderthalb Jahre später zum ausserordentlichen Professor für Botanik ernannt und erwarb sich noch im selben Jahre 1835 seinen Doktorhut, und schon wurde er, wie gesagt, auch Direktor des Botanischen Gartens. Viel Verantwortung! – Viel Ehre! – Glanzvoll bahnte sich sein Dasein im Dienste der Naturwissenschaften an.

In jener glückhaften Zeit befreundete er sich innig auch mit dem Geologen Arnold Escher von der Linth (1807–1872), dem einzigen Sohn des berühmten Linth-Korrektors, der sich fast zur gleichen Zeit wie er selbst an der Zürcher Universität und später ebenfalls an der ETH etablierte. Arnold Escher gedieh heran zum hervorragenden Kenner insbesondere der Geologie der Ostschweiz, verfasste mehrere Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft und zahlreiche Abhandlungen auch für verschiedene Zeitschriften. Sein berühmter Vater hatte ihn früh schon auf ausgedehnte Touren mitgenommen. Einen bezeichnenden Passus fanden wir im ersten der beiden ab 1974 von Dr. Gustav Solar mit grossartiger Umsicht publizierten beiden Bände «Hans Conrad Escher von der Linth. Ansichten und Panoramen der Schweiz». Es heisst dort: «Vom

13. August bis 2. September 1821 unternahm Escher noch bei voller Gesundheit mit seinem 14jährigen Sohn Arnold seine vorletzte grosse Bergwanderung in den Rätikon, der von den beiden ,von der Landquart ins Praetigau hinein bis Grüşch, dann auf Seewis hinauf u. durch den Stutz beym Ganybad vorbey auf den Tschingel, auf die grosse u. kleine Gampertthoner Furka in die Valsalp, über die Goldrose Scheidecke auf die Lunersee Scheidecke u. an das Schweizerthor hinüber, von diesem über das Evajoch in die Sparzenalp u. durch das Gauerthal herab auf Tschagguns im Montafun‘ begangen wurde – eine beachtliche Tour. Dabei hatten sie zuvor schon die Pässe und Joche aus dem Flumser- ins Weisstannental und nach Ragaz überschritten und kehrten von Bludenz – immer zu Fuss – über das Rheintal, den Bodensee und Kefikon nach Zürich zurück.»

Als Peter Conradin von Tscharner und Wilhelm Röder ihr gemeinsames Werk «Der Kanton Graubünden, historisch, geographisch, statistisch geschildert» zu konzipieren begannen, erbaten sie sich sowohl Oswald Heer als Arnold Escher zur Mitarbeit. Heer schrieb «Über die Insekten Graubündens» und über «Die Physiognomie der Pflanzendecke in Graubünden», Arnold Escher lieferte einen «Überblick der geognostischen Verhältnisse». Das 1838 erschienene Werk, dessen beabsichtigte Fortsetzung leider nie erschien, ist übrigens vor wenigen Jahren als Reprint bei Slatkine in Genf neu erschienen, gleich manch andern Bänden jener hochinteressanten Reihe «Historisch-Geographisch-Statistische Gemälde der Schweiz», welche tief im 19. Jahrhundert, in einheitlicher Ausstattung über etliche Kantone unseres Landes vortreffliche Auskunft boten. Es liegt auf der Hand, dass der siebente Band der Reihe, derjenige über den Kanton Glarus, Oswald Heer überbunden wurde. Er erschien, sechseinhalbhundert Seiten stark, im Jahre 1846: «Der Kanton Glarus. Von Dr. Oswald Heer, Professor der Naturgeschichte in Zürich, und J. J. Blumer-Heer, Präsident des Zivilgerichts in Glarus.» Bezeichnend im Vorwort die Stelle: «Dem Hrn. Arnold Escher von der Linth haben wir nicht allein die wichtigste Arbeit über die Gebirgskunde des Glarner-

landes, die er mit einer geologischen Karte und Gebirgsdurchschnitten (welche zugleich eine Ansicht der wichtigsten Gebirgsformen geben) geziert hat, zu verdanken, sondern auch vielfache Beiträge zur Beschreibung der Berge und Alpen – – –.»

Die beiden Männer unternahmen von Zürich aus manche Exkursion gemeinsam, verstanden einander vortrefflich. Sie leisteten Pionierarbeit nicht zuletzt als Erforscher der Alpen im Bündnerland, reisten auch einträchtig 1856 an die Jahresversammlung der deutschen Naturforscher nach Wien und 1861 nach Paris und London. Als Arnold Escher von der Linth am 12. Juli 1872 starb – kinderlos leider (er war mit einer vornehmen Bündnerin verheiratet gewesen) – veröffentlichte sein Freund schon im Jahre darauf bei Schulthess in Zürich seines geliebten Kameraden Biographie: «Arnold Escher von der Linth, Lebensbild eines Naturforschers».

Und nun zu Heers spektakulären Hochgebirgstouren. Sie fielen alle in seine Junggesellenzeit, welche er im gastlichen «Belvoir» verbrachte. Sein einzigartiges Refugium in der Enge gab er erst auf, nachdem er sich am 19. Juli 1838 verehelicht und seinen eigenen Hausstand gegründet hatte, nach jenen unerhört glücklichen und ertragreichen sechseinhalb Jahren, welche ihm im Hause Escher-Zollikofer zu leben vergönnt gewesen. Wir werden die folgenden Schilderungen zum guten Teil jenem schon erwähnten, von Dr. Karl Schröter und J. Justus Heer 1885 an den Tag gegebenen «Lebensbild eines Naturforschers» entnehmen. Niemals hat Heer rein nur als Tourist seine geliebten Berge bestiegen. Stets brachte er Pflanzen und Insekten in Menge nach Zürich. In einer Fussnote im Tscharner/Röder (S. 297) erwähnt er bspw., er habe 1833 in der Alpen-Region Bündens 105 Käferarten gefunden; es habe sich dann aber im Sommer 1834 und 1835 diese Zahl mehr als verdoppelt, denn nun kenne er aus der Region in 5500 bis 7000 Fuss über Meer 224 Arten, von denen ihrer 51 noch nirgendwo beschrieben seien; den interessantesten Käfer habe er zu Ehren des Herrn Apothekers Bovelin, dessen Freundschaft ihm Bevers im Oberengadin so

lieb wie einen Heimathort gemacht habe, «*Cychnus Bovelinii nob.*» benannt.

Der Herr Apotheker Bovelin! Der Leser kennt unsere unbezähmbare Lust zu Abschweifungen. Versagen wir es uns also nicht, diesem von Heer so liebevoll erwähnten, in der Tat höchst eigenartigen Manne nachzugehen. Er muss ein ungemein kenntnisreicher Naturliebhaber gewesen sein, soll sich nicht zuletzt ganz vortrefflich auch auf das Ausstopfen von Tieren verstanden haben, hat vermutlich sogar einen Bären präpariert. Die kurze Skizze, welche wir nachfolgend diesem exzeptionellen Manne, einem Menschen völlig unbekannter Herkunft, widmen, entnehmen wir dankbar jener «Ehrentafel bündnerischer Naturforscher», welche Gustav Bener-Lorenz, ab 1918 Direktor der Rhätischen Bahnen, gegen Ende der dreissiger Jahre im Auftrag der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens zusammenstellte. Seine Schrift wurde an der Jahresversammlung der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft in Chur 1938 den Teilnehmern überreicht. Glücklicherweise, wer sie besitzt! Es heisst dort auf den Seiten 104/105: *Apotheker Melchior Bovelin (1774–1842)*, ein Findelkind, benannt nach dem Fundort Bovel bei Ragaz, wurde vom Kloster Pfäfers zum Apotheker ausgebildet und gründete die dortige Klosterapotheke, nachdem er auf Studienreisen bis Holland gekommen war. 1820 als Apotheker ins Engadin berufen, siedelte er sich in Bevers an und eröffnete dort die erste Engadiner Apotheke. Er legte eine zoologische Sammlung an, deren Rarität ein weisser, nach Dr. Eblin silbergrauer Engadinerbär (*Ursus arctos var. alba*) gewesen sei, der leider auf unerklärliche Weise abhanden gekommen ist (Lorenz). Für die Schweiz. Naturf. Gesellschaft besorgte er die ersten meteorologischen Beobachtungen im Engadin. Sein reiches Herbarium bildete einen Grundstock unserer kantonalen Herbarien. In der Gesellschaftsgeschichte von Lorenz und in den Verhandlungen der Schweizer. Naturf. Gesellschaft 1842 in Altdorf finden sich Notizen über diesen seltenen Mann und Forscher.

Auch im zweiten, schon 1924 erschienenen Band des Historisch-Biographischen Lexikons der Schweiz ist Bovelin mit ein paar weiteren

willkommenen Angaben vorgestellt: «Bovelin, Melchior, Apotheker in Bevers (Engadin). Ein Findelkind unbekannter Herkunft, wurde 1774 beim Gute Bovel (bei Ragaz) von einem Hirten gefunden und nach seinem Fundorte getauft. Er wurde vom Kloster Pfäfers erzogen, erlernte den Apothekerberuf und errichtete nach grösseren Reisen Apotheken in Pfäfers und Ragaz, wo er das Bürgerrecht erhielt; seit 1820 in Bevers. Als Botaniker wurde er bald allgemein anerkannt, sammelte Pflanzen, Tiere und Mineralien und nahm wissenschaftliche meteorologische Beobachtungen vor. Sein Haus wurde das Zentrum der einheimischen Gebildeten und der Naturforscher, die nach dem Engadin kamen. Hegetschweiler und Heer benannten Pflanzen nach ihm. Gestorben 1842.» – Ergo: auch Hegetschweiler kannte den ausserordentlichen Mann, und Heer hat nicht nur einen Käfer, sondern auch eine Pflanze nach ihm benannt!

Von seinen Ausflügen ins Hochgebirge kehrte Heer stets wieder zurück ins «Belvoir». Ab Lachen pflegte er das Nachtschiff nach Zürich zu benutzen. Köstlich, wie er diese Fahrten einmal beschrieben hat: «In dem Botenschiff war eine Art Kajüte angebracht, so niedrig aber, dass man mit Not darin aufrecht sitzen konnte; sie war mit Heu belegt und über dieses eine grosse Decke gelegt. In dieses Heu kroch dann alles Volk, Männer und Weiber, reich und arm, alles bunt durcheinander. In der Nacht hielt das Schiff in Stäfa an, wo ein Nachtesen eingenommen wurde; dann wurde die Reise wieder fortgesetzt bis Zürich. Gewöhnlich langte man vor Thoraufgang daselbst an und wartete dann zu, bis das Wasserthor geöffnet wurde, um in die Stadt einzufahren. Ich erinnere mich noch gar wohl der mancherlei komischen Szenen, die entstanden, wenn wir Glarner – aus dem Heu des dunklen Schiffsraumes hervorkrochen und beim Raben in Zürich ans Land stiegen.»

Seine riskanten Touren im Glarner- und im Bündnerland unternahm Oswald Heer öfters mit einem in Matt ansässigen Württemberger, Schneider von Beruf und passioniertem Gemsjäger, der zweiundzwanzig Jahre lang auch der Berggenosse Arnold Eschers war und sich 1851 in Matt einbürgerte, zu einer Zeit, als er lange

schon zu einem weitherum berühmten Bergführer geworden war. Mit diesem Johannes Madutz (1800–1861) hat Heer verwegenste Exkursionen ins Hochgebirge unternommen. Die beiden verstanden einander ausgezeichnet. Madutz soll ein unerschrocken zäher Mann von untrüglichem Spürsinn gewesen sein; «Pfarrers Oswald» diente er mit grösster Umsicht und Verlässlichkeit, errettete ihn mehr als ein Mal auch aus höchster Todesgefahr.

Am 9./10. August 1832 bestiegen sie den Ruchen-Glärnisch. Sorgfältig untersuchte Heer im Aufstieg auf der Höhe von 7000 Fuss mit der Lupe «ein Feld roten Schnees» und erkannte, dass er «durch Myriaden einzelliger Pflänzchen (*Protococcus nivalis*), welche ein paar Zoll tief im Schnee liegen und hier leben und sich entwickeln, so prächtig karmoisinrot gefärbt» sei. Schon zwei Tage später gelang ihm nach unendlichen Mühen mit zwei andern Bergkameraden vom Panixerpass aus die Erstbesteigung des Hausstocks, des höchsten Berges seines heimatlichen Tales, einer wundervollen weissen Felspyramide. Mit Händen und Füßen sich am Schnee haltend, mussten sie noch die letzte Viertelstunde von einem Grat zum Gipfel emporklettern: «Wie versteinert stand ich da, in diese gigantische, mein ganzes Gemüt ergreifende Natur hinausstarrend. Entschwebend gleichsam dem Körper und vergessend alle Gefahren, die wir ausgestanden und die wir noch zu bestehen hatten, flog mein Geist von Berg zu Berge, von Land zu Land. Den grossartigsten Anblick gewährt die Ausschau nach Süden. Zu unsern Füßen liegt in schauerlicher Tiefe das Sedesthälchen, ganz mit gewaltigem Eise belastet. Weiterhin erscheint das lange Thal von Obersax und neben und über demselben Berg an Berg, Thal an Thal; ein grosser Teil Rhätians lag vor uns, vom Crispalt bis zum Calanda, mit einer Menge von Berggipfeln, deren Namen ich nicht kannte, an deren wunderbaren Formen sich aber das Auge weidete.» – Schon am nächsten Tag war Heer auf dem Kärfp und stets führte er Lupe, Thermometer und ein umständliches Barometer mit sich, «das in seiner Messinghülse beinahe wie ein Gewehr aussah. Wenn er mit demselben auszog und dessen oberes Ende aus

dem Lederfutteral über seine Schultern hervorblickte, so mochte ihn mancher für einen Gensjäger halten».

Doch ausführlicher nun zu seinen Bergbesteigungen im Bündnerland. Intensiv begann er dort mit seinen Erkundungen erstmals im Sommer 1833. «Vom 29. bis 31. Juli war er am Bernhardin, auf dem Monte Uccello und dem Bergkamm zwischen Misox und Calanca. Den 3. August besuchte er die Zaportalp und die Quellen des Hinterrheins; den 5. bis 8. August brachte er in Avers und auf dem Stallaberg, den 9. bis 17. August im Oberengadin, Bernina, Beverserthal, Camogaskerthal, Lavirums und Serlas und im Thal der Albula zu.

Im Sommer des Jahres 1834 ging er mit Freund A. Escher von der Linth am 14. Juli bis auf die Höhe des Panixer-Passes, wo sie sich trennten. Heer wandte sich den Valsenbergen im Rheinwald zu, ging am 17. Juli über den Splügen ins Bergell, am 19. über die Maloja ins Engadin. Am 23. Juli begab er sich ins Rosegthal und auf die Gletscherinsel, am 28. Juli ins Camogaskerthal und über den Lavirumserpass ins Val Livino. Am 30. Juli überschritt er den Pass nach S. Giacomo und nach Sta. Maria ins Münsterthal. Von dort ging's des andern Tages über das Wormserjoch nach Spondalunga. Der 1. bis 4. August war der Untersuchung der umliegenden Berge Monte Umbrail, Monte Branlio und Stelvio gewidmet. Am 5. August wurde der Piz Costainas und Piz Ciantun bestiegen. Am 6. und 7. August ging's durchs Münsterthal und Scarl nach Fetan. Am 8. August ward der Minschun bestiegen, und am 11. und 12. August begab er sich über Scaletta nach Davos, allwo die ausgedehnten und mühevollen Alpenreisen dieses Jahr ihr Ende erreichten.

1835 hielt sich Oswald Heer, begleitet von Madutz, volle sechs Wochen im Bündnerland auf. Es sollen nun zum Abschluss unserer Studie seine Schilderungen der Erstbesteigung des höchsten und imposantesten Gipfels der Silvrettagruppe, des 3414 m hohen Piz Linard, und hernach diejenigen des Palü geschildert werden, Beschreibungen, welche Heer erst Jahrzehnte später einrücken liess, die eine in den III. Band

des SAC-Jahrbuchs, die andere in die «Neue Alpenpost» Nr. 5 und 6 vom Jahre 1879.

Der Piz Linard! Vergessen wir nicht, dass damals die im Val Glims auf etwa 2400 m Höhe drei Stunden über dem Dorf Lavin stehende Linardhütte noch nicht bestand. Sie wurde erst 1902 errichtet. Von ihr aus wird der grossartige, freistehende Felsenriese, von dessen Gipfel aus man eine der prachtvollsten Aussichten der Bündneralpen geniesst, heutzutage ziemlich häufig bestiegen. Ein anderer Zugang bietet sich an von der 1895 von der Sektion Uto des SAC auf 1980 m erbauten Vereinahütte, welche von Klosters aus in etwa vier Stunden erreicht werden kann. Zu Heers Zeiten jedoch galt die Bezwingung dieser majestätischen Felspyramide als unerhörtes Wagnis. Er hatte sie bewundert schon im Vorjahr vom Gipfel des Piz Minschun aus. Es war am letzten Julitag des Jahres 1835, als Heer mit seinem Führer Madutz von Zernez nach Süs wanderte «und der Piz Linard im vollen Glanz der Morgensonne vor ihnen stand». Da soll es denn Madutz gewesen sein, der seinen jungen Meister unvermittelt gefragt haben soll: «Wäimers probiere?», worauf «Pfarrers Oskar» ohne Zögern geantwortet haben soll: «Ja, mir wänds!»

Im «Lebensbild –» von 1885 geht es dann im Text folgendermassen weiter: «Am 1. August sollte der Versuch gemacht werden, ob dieser Bergriese bezwingbar sei. Heer hatte wenig Hoffnung, dass es gelingen werde. Waren doch in den letzten Jahren mehrere Versuche vergeblich gewesen und nur noch als Sage hatte sich unter dem Volk die Kunde erhalten, dass einst ein Pfarrer Zoddrell auf der Spitze gewesen und seine Fusseisen dort zurückgelassen habe. Da aber die schneefreien Felswände jenes Berges Heer für seine wissenschaftlichen Zwecke manche interessante Auskunft versprochen und er hoffte, dessen noch unbekannte Höhe messen zu können, wurde der Aufstieg gewagt.

So brachen sie denn am 1. August miteinander auf und wanderten, der Susaka folgend, ins Flessthal. Bei der Alphütte im Hintergrund des Thales angelangt, bestiegen sie den westlich gelegenen Berg, um von hier aus zu rekognoszieren, von welcher Seite aus die Besteigung in An-

griff zu nehmen sei. Sie gedachten bei der oberen Sennhütte, wo sich das Vieh aufhielt, zu übernachten, wurden aber von den dortigen Hirten sehr unfreundlich empfangen und hatten selbst Mühe, einige Speise zu bekommen. Sie mussten wieder zur untern Hütte absteigen, wo sie ein leidliches Nachtquartier fanden.

Am frühen Morgen brachen sie auf. Der Proviant drückte sie nicht; sie hatten nichts als etwas steinhartes Roggenbrot bekommen. Doch stiegen sie guten Mutes den Bergkamm hinan, der das Engadin vom Prättigau trennt. So unfreundlich die Bündner Sennen gewesen, so freundlich war der Himmel, der sein dunkelblaues Zelt über ihnen wölbte. Über die anfangs nur schwach ansteigende Thalsole kamen sie zu Schneefeldern, von denen einzelne sich durch ihre prächtig karmoisinrote Färbung auszeichneten. Noch nirgends hatte Heer so ausgedehnte Felder roten Schnees gefunden.

An drei kleinen Seen vorbei, von denen die beiden obern zum Teil noch mit Eis bedeckt waren, kamen sie auf die Höhe des Grates von Val Torta, wo sich südöstlich das nach Lavin auslaufende Süserthal öffnet. Hier stellte sich der Piz Linard mit seinen fast ebenso hohen Nachbarn, den beiden Plattenhörnern, als eine gewaltige, aus lauter krystallinischen Gesteinen bestehende, von grossen Gletschern umgürtete Felsmasse dar. Über ein steiles Schneefeld fuhren sie in den Hintergrund des Val Sagliains hinab. Hier waren sie am Westfuss des Bergriesen angekommen und über Geröll und Steingänder begann der mühselige Aufstieg, der sie auf den südlichen Ausläufer des Gletschers brachte. Über demselben folgte wieder ein mit Geröll bedeckter Felsabhang, welcher noch in der Höhe von 8400 Fuss eine ziemliche Anzahl von Pflanzen beherbergte. Aber bald verloren sich die Kinder der Flora. Über kahle und wildzerklüftete Felsen hinaufkletternd, gelangten sie an ein sehr steiles Schneefeld. Der Schnee war hart gefroren; das Vorrücken auf demselben daher mühsam und gefährlich. Wäre einer ausgeglitscht, so hätte ihn der tief unter ihnen gährende Abgrund verschlungen. Glücklicherweise bestanden sie dieses Schneefeld; als sie aber oben wieder auf festem Grund ankamen, schauten sie

sich bedenklich an und sagten: Hier gehen wir nicht hinab, sondern suchen uns einen andern Rückweg. Über den zwar steilen, aber stark verwitterten Felsabhang konnten sie ohne Gefahr bis zu etwa 10 000 Fuss Höhe hinauf gelangen. Die Blütenpflanzen waren selten geworden. Einige Steinbrecharten (*bryoides* und *oppositifolia*) der Gletscherranunkel, ein Gras (*Poa laxa*) und das Glemsblümchen (*Androsace glacialis*) bekleideten hier die Felsen und 200 Fuss höher trat noch die dunkelblaue *Gentiana bavarica imbricata* dazu.

Über gänzlich verödetes Gestein kletterten sie noch weiter in die Höhe und langten um halb 12 Uhr auf einer Felskante an, die etwa 10 200 Fuss ü. M. lag. Auch hier erfreuten sie noch einige Pflanzen. Ausser dem Glemsblümchen und dem Gletscherranunkel hatten sich nur das *Chrysanthemum alpinum*, *Saxifraga bryoides* und *Poa laxa* bis zu dieser Höhe hinauf gewagt. Um so häufiger waren dagegen die Flechten, welche das Gestein weithin mit schwarzen und gelben Krusten überzogen. Schon manche Stunde waren sie auf der Westseite des Berges emporgeklettert, und die umliegenden Berge hatten ihre Häupter vor ihnen gesenkt; doch stand ostwärts die höchste Kuppe des Linard immer noch in beträchtlicher Entfernung.

Sie setzten sich auf eine Steinplatte, um sich in der schauerlich wilden Umgebung zu orientieren. Zu ihrer Stärkung kauten sie an ihrem harten Roggenbrot, das nur noch der Fels, auf dem sie sassen, an Härte übertraf. «Wieviel besser würden uns doch die Weckli munden, die wir uns vorgestern in Zernez schmecken liessen», sagte Heer zu seinem getreuen Madutz. «Da häid Si äis!» rief Madutz und zog wirklich eines aus seiner Rocktasche. «Ich wollte es Ihnen erst auf dem Gipfel des Berges geben, nun aber müssen Sie es jetzt haben.» Heer wollte diesen immerhin etwas dürr gewordenen Leckerbissen mit ihm teilen; aber nicht ein Krümmlein liess sich Madutz aufdrängen. Derartige Liebesbeweise verbanden natürlich Heer nur um so inniger mit seinem treuen Führer.

Noch war die schwierigste Partie zu bestehen. Sie mussten quer über eine schauerliche Fels-

wand klettern, wo sie für Fuss- und Fingerspitzen Haltpunkte fanden an den Spalten und vorstehenden Kanten des kahlen, zerklüfteten Gesteins; bei jedem Missgriff aber wären sie in eine furchtbare Tiefe gefallen. Endlich gelangten sie zum letzten Absatz und hatten nun gewonnen Spiel. Über ein kleines Schneefeld war die letzte Kuppe leicht zu erreichen.

Um 12³/₄ Uhr langten sie oben an. Die barometrische Messung zeigte eine Höhe von 10 696 Fuss, während eine spätere trigonometrische nur 10 516 Fuss ergab. Bis an 200 Fuss unter den Gipfel war der Gletscherranunkel vorgedrungen; auf der Höhe des Grates selbst blühte bloss noch in einem einzelnen Rasen das Glemsblümchen, welches an die Grenzen der Blütenpflanzen unserer Alpen gestellt ist. Zwanzig Jahre später fand ein anderer Besteiger des Piz Linard auf der Höhe des Grates auch noch den Gletscherranunkel und das *Chrysanthemum alpinum*, die inzwischen um 200 resp. 300 Fuss hinaufgestiegen sein müssen. Von Tieren fand Heer unter Steinen nur die Gletscherspinne (*Opilio glacialis*).

Von der Aussicht sagt Heer, sie sei von überwältigender Grossartigkeit. Besonders eigentümlich sei dem Linard die überaus schauerliche Wildheit seiner nächsten Umgebung, in welcher Beziehung nur der Kärpf nach Heers Erfahrung dem Linard nahe komme. Auf der Kante einer furchtbaren Felswand stehend, schaut man in die schwindlichte Tiefe des Val Lavinnaz hinab. Überall zeigt sich, Schrecken erweckend, in grossartigstem Massstab das Bild wildester Zerstörung.

Über diese wilde Umgebung hinaus zeigen sich in weitem Kreis die formenreichen Kalkgebirge des Scarl- und Münsterthales, denen sich westwärts die Gebirge des Oberengadins anschliessen, aus denen besonders der Bernina als weisse Masse hervortritt. Der Ortels war mit Wolken bedeckt; dagegen traten ganze Reihen von Tirolerbergen hervor, deren Namen sie aber nicht zu enträtseln vermochten. Auch nordwärts überragt der Linard alle andern Berge, so dass sie über das vergletscherte Schwarzhorn und die gewaltigen Plattenhörner hinweg die Gebirgshöhen des Prättigau und Davos und

über sie hinweg selbst den Calanda und die Kurfürsten zu erkennen vermochten.

Ein kalter Windzug, der sogar einige Schneeflocken daherwirbelte, mahnte sie, an den gefährlichen Rückzug zu denken. Nachdem sie in aller Eile ein «Steinmannli» errichtet hatten, traten sie den Rückweg über jene steile Felswand an. Eine Stelle war besonders schwierig. Glücklicherweise war Madutz hinübergekommen; Heer aber vermochte längere Zeit die aus der glatten Felswand hervorstehende Kante mit dem Fuss nicht zu erreichen und schwebte eine Zeitlang in höchst unbehaglicher Lage über dem schauerlichen Abgrund. Endlich ging es. Sie schlugen jetzt einen andern Rückweg in mehr südlicher Richtung ein, der längere Zeit keine Schwierigkeiten bot, bis sie an eine Felswand gelangten, unterhalb welcher sie zwischen steilen Felsen ein sehr jähes, aber von keinen Felsabstürzen unterbrochenes Schneefeld bemerkten. Gern wären sie auf dasselbe hinabgestiegen; aber nirgends wollte sich eine Stelle zeigen, die das Hinabklettern ermöglicht hätte. Endlich entdeckten sie eine Schlucht, durch welche ein Bächlein in lustigen Sätzen in die Tiefe eilte. Obwohl sie voraussahen, dass sie ganz durchnässt würden, kletterten sie durch diese Schlucht auf das Schneefeld hinunter und fuhren auf demselben im raschesten Tempo in die Tiefe. Ein Trupp Gemsen sprang laut pfeifend auseinander, als die beiden so unerwartet auf ihren Lagerplatz herabgefahren kamen. Weiter unten trafen sie den Laviner Ziegenhirten, mit dem sie ins Tal hinabzogen, wo sie in der Dämmerung ankamen, nachdem sie noch von einem Regenschauer durchnässt worden waren.

Die Kletterpartie auf den unwirtlichen Höhen des Piz Linard hatte ihre Kleider arg mitgenommen; deswegen machte die Wirtin von Lavin einige Schwierigkeiten, solchen zerlumpten Leuten Betten zu geben und wollte sie in den Stall verweisen. Doch gelang es Heer, ihr eine bessere Meinung von sich beizubringen.

Als am folgenden Morgen Heer mit dem Einlegen und Ordnen der gesammelten Pflanzen beschäftigt war, kam Madutz ganz entrüstet in seine Kammer und meldete ihm, die Laviner

schelten ihn einen Lügner und Aufschneider, da er ihnen erzählt habe, dass sie gestern den Piz Linard erklommen hätten; das lasse er sich aber nicht gefallen. Heer beruhigte ihn und meinte, das Steinmannli werde es wohl ins Tal heruntermelden, dass sie droben gewesen; dasselbe müsse ja mit dem Fernrohr erblickt werden. Übrigens ging es Heer selbst nachher bei den Honoratioren des Dorfes nicht besser. Vor einiger Zeit hatten der Bruder des Landammanns Steiner und ein Gemsjäger von Guarda umsonst versucht, den Berg zu besteigen. Wie sollte da Fremden eine so schwierige Bergbesteigung gelungen sein! Auch hatte Heer die Fussesisen des Pfarrers Zoddrell nicht gefunden, die dieser einst droben sollte abgelegt haben. Als Heer aber später auf der Rückreise aus dem Untereggadin und Samnaun wieder durch Lavin kam, hatte das Steinmannli seine Pflicht gethan. Niemand zweifelte mehr daran, dass er wirklich auf der Höhe des Piz Linard gestanden. Es dauerte übrigens 13 Jahre, bis der Sohn des Landammanns Steiner mit einigen Gemsjägern den Berg wieder bestieg. Seither ist er im Jahr 1858 von Hrn. J. J. Weilenmann und im Jahr 1864 von Hrn. Siber-Gysi erklommen worden.

Noch mühevoller und gefährlicher war eine Bergbesteigung, die Heer nur zehn Tage später mit einigen Begleitern unternahm. Es galt die Bezwingung des noch nie bestiegenen Bernina. Während jetzt alle Gipfel, die aus dem furchtbaren Eismeer des Berninagebirges emporsteigen, benannt und bestiegen worden sind, war dieses Gebirge in seinen höchsten Gipfeln damals völlig unbekannt. Nur Gemsjäger trieben sich auf demselben herum. Aber auch diese waren nicht über das Gebiet der Gemsweide emporgedrungen. Der bekannteste unter den Gemsjägern jener Zeit war Marchet Colani, der, damals 64 Jahre alt, die Reisegesellschaft begleitete, welche sich vorgenommen, die höchste Spitze des Gebirges, den jetzt Piz Bernina geheissenen Gipfel, zu besteigen. Von den Bernina-Wirtshäusern aus wurde ein Tag dazu verwendet, den Berg zu rekognoszieren, um den besten Aufstieg zu jenem Gipfel zu erspähen. Die Meinungen über den besten Weg waren verschieden. Heers erfahrener Führer, Joh. Madutz, empfahl den

Angriff von der Ostseite, während Colani kategorisch erklärte, der Berg sei nur von der Südseite aus zugänglich. Des letzteren Rat wurde befolgt. In der Nacht des 12. August brach man von den Bernina-Wirtshäusern auf und voll freudigen Mutes, als gelte es eine neue Welt zu entdecken, stiegen die Reisenden, fünf Mann stark, zum Combrenagrat hinauf. Schon morgens um 7 Uhr war dieser 9040 Fuss hohe Grat erreicht, an dessen Felsen noch das zierliche himmelblaue *Eritrichium nanum*, die hochrote *Silene acaulis excapa*, das seltene *Phyteuma humilis* und zwei Steinbrecharten (*S. exarata* und *bryoides*) blühten. Die vom Schneewasser durchtränkten Schutthalden schmückte das Gernsblümchen, das Gletscherhornkraut (*Cerastium latifolium glaciale*), ein Gras (*Poa laxa flavescens*) und die seltene *Adenostyles leucophylla*.

Vom Combrenagrat aus gelangten sie, den südlichen Abhang desselben hinabsteigend, auf den obern Berninagletscher, über den sie mehrere Stunden lang in südwestlicher Richtung hinwanderten, bis sie sein oberes Ende erreichten, wo er nach allen Seiten steil in die Felshörner hinaufstreicht. Sie befanden sich hier nach barometrischer Messung auf einer Höhe von 10 667 Fuss.

Es war sehr schwierig, hier vom Gletscher auf den Felsen zu gelangen. Eine breite Spalte musste übersprungen werden; dann stiegen sie an einem ungemein steilen vergletscherten Abhang hinauf, wo sie sich nur mit Mühe an den ins Eis eingehauenen Stufen halten konnten. Schon hatten sie auf diese Weise eine ziemlich grosse Strecke zurückgelegt, als Steine, welche die mittägliche Sonne vom Eise losgeschmolzen hatte, mit unglaublicher Schnelligkeit auf sie zustürzten. Alle bückten sich und hielten sich am Gletscher fest. Ein grosser Stein flog, wie eine Kanonenkugel pfeifend, an Heers Ohr vorbei; ein kleinerer zerschmetterte sein Barometer, das in seiner gebückten Lage ein wenig über seinen Kopf hervorragte. So schnell als es nur in dieser schlimmen Lage möglich war, eilten sie von dieser unheimlichen Stelle weg und entrannen so dem sichern Tod. Denn bald nachher stürzten dort so viele Felsstücke nieder, dass alle verlor-

ren gewesen wären, wenn sie länger daselbst verweilt hätten.

Sie versuchten nun an einer andern Stelle die Felsen zu gewinnen, was ihnen auch glücklich gelang. Dort trafen sie mit den zwei Gefährten Fluri und Madutz zusammen, die auf einem andern Weg den Gletscher überschritten hatten, bei welchem Anlass Fluri über einen steilen Gletscherabhang herabgerutscht war und nur mit Mühe am Rand des Abgrundes an einem Felsstück sich halten konnte, während sein Stock in die Tiefe hinabstürzte.

Sie stiegen nun über die Felswände weiter empor, ohne zu wissen, ob sie auf diese Weise auf den Gipfel kommen könnten. Freudig begrüßten sie am Fuss eines Felsens eine kleine Quelle, wo sie, in Folge der Anstrengung ganz erschöpft, neue Lebensgeister sammelten. Ein Bild grauser Zerstörung umgab sie. Aus dem öden Gestein streckten nur ein paar Pflänzlein, der Gletscherranunkel und die *Saxifraga oppositifolia*, ihre Blüten hervor und in einer Felsenspalte lag ein ausgetrockneter Schneefink, der sich in diese Höhe verirrt und hier den Tod gefunden hatte. Die Totenstille ringsumher wurde nur dann und wann durch das dumpfe Krachen der berstenden Gletscher und durch herunterstürzende Steine unterbrochen. Unter ihnen lagen die ungeheuren, blendend weissen Gletscher des obern Bernina und ganz tief, tief unten grüssten die lieblichen Seen des Berninatales herauf.

Geistig und körperlich gestärkt, brachen sie nach einiger Zeit wieder auf und erreichten endlich nach Überwindung vieler Schwierigkeiten die Höhe. Aber es war nicht die gesuchte höchste Berninaspitze; diese lag vielmehr in nordwestlicher Richtung in grosser Ferne. Es war der östliche Teil des Piz Palü, der nahezu 12 000 Fuss hoch ist, auf den sie geraten waren. Ohne auf der Höhe sich aufzuhalten, kletterten sie in westlicher Richtung noch eine Zeitlang über schauerliche Felswände hin. Hier wäre Heer beinahe verunglückt. Er wollte sich rücklings, an einem Felsstück sich haltend, auf einen aus der Wand hervorstehenden Felsabsatz hinablassen. Da wich das Felsstück, an welches er sich anklammerte. Hätte nicht sein treuer Madutz,

der jetzt stets in seiner Nähe war, ihn gehalten, so wäre er in die schauerliche Tiefe gestürzt, in welche jetzt nur sein Stock hinabfiel.

Da sie sich überzeugten, dass sie ihr Reiseziel, das dem höchsten Berninahorn galt, heute doch nicht mehr erreichen konnten, beschlossen sie den Rückzug. Zur Stärkung auf denselben legten sie sich erst eine Zeitlang auf eine Felsbank, um das erhabene Schauspiel zu geniessen, das der Blick auf den in der Tiefe liegenden Palüglletscher und die den Horizont umkränzenden Berge des Veltlins darbot.

Um 2 Uhr brachen sie wieder auf und fanden nach langem Herumklettern in den Felswänden ein sogenanntes Kamin, d. h. eine steile Felschlucht, durch welche sie hoffen konnten, auf den Palüglletscher herabzukommen. Colani wurde an ein Seil gebunden und herabgelassen, damit er Fusstapfen ins Eis einhau. Von Zeit zu Zeit rückten die Übrigen nach, um von dort dieselbe Prozedur zu wiederholen. So kamen sie endlich glücklich auf das ausgedehnte Eismeer hinab, dessen tiefe Spalten neue Gefahren kündeten. Alle ans Seil gebunden, umgingen sie vorsichtig die grössern Spalten und übersprangen die kleinern und erreichten so nach einer langen Gletscherwanderung bei zirka 9000 Fuss das trockene Land, wo wieder einige Pflänzlein ihr Auge erfreuten. Auf der Puschlaverseite noch etwa 1000 Fuss niedersteigend, lenkten sie in ein mit Schnee bedecktes Nebental ein und gelangten, einen ziemlich hohen Felsgrat übersteigend, auf den obern Berninagletscher, den sie bei der Dämmerung, wieder alle ans Seil gebunden, glücklich überschritten. Hell funkelten schon die Sterne am nächtlichen Himmel, als sie endlich bei den Bernina-Wirtshäusern eintrafen.

Dort vernahm Heer von seinem Freund, Apotheker Bovelin, dass sie wahrscheinlich ans Ziel gelangt wären, wenn sie, statt Colanis Rat zu folgen, dem des Madutz gefolgt wären. Da aber Heer sein Barometer verloren hatte und sonst die Zeit zur Heimkehr drängte, wurde der Versuch, das höchste Berninahorn zu erreichen, nicht wiederholt. Heer mochte auch von Herzen

Gott danken, dass er ihn auf diesen Alpenreisen aus so mancher Todesgefahr glücklich errettet hatte.»

Der Kreis schliesst sich. Wir kehren zurück zum Eingangsmotto unserer Betrachtung, welches Heers tiefe Gläubigkeit, seine durch nichts zu erschütternde Demut angesichts der Harmonie der Schöpfung bezeugt. Als Fazit seiner im Glarner- und im Bündnerland unternommenen, unerhört einlässlichen und in jeder Beziehung anspruchsvollen Bergfahrten, durchaus vergleichbar jenen, welche früh im 18. Jahrhundert Johann Jakob Scheuchzer und später die beiden Escher von der Linth, Vater und Sohn unternahmen, legte er eines Tages das folgende, unvergleichlich eindruckliche Bekenntnis nieder:

«Was haben mir diese Reisen genützt? – fragte er sich. – Was ist's, worauf ich den höchsten Wert setze? Sind es die schönen Pflanzen, die nun wohlgetrocknet vor mir liegen? Sind es diese Cryptogamen, diese Moose, Lichenen, Schwämme, die ich mühsam von so manchen Steinen losgeschlagen habe und die mir zu manchen interessanten Untersuchungen Stoff geben? Oder sind es die Käfer, welche, zum Teil noch unbekannt, zum Teil selten, ich auf beeisten Höhen gesammelt habe? Sie gewähren mir gewiss hohe Freude; aber den höchsten Wert setze ich nicht auf sie. Auch nicht auf all diese Steine, die ich von verschiedenen Bergen weggeschlagen und die mir zeigen, aus was für Bestandteilen unsere Gebirge gebildet und wie wunderbar sie übereinander geschichtet sind. Alle diese Schätze überblicke ich zwar voll Freude. Allein dies alles, was in Schachteln sorgfältig gesammelt, vor mir steht, ist an und für sich nicht von so hohem Wert, sondern was mein Geist genossen und in sich aufgenommen, dies ist die Hauptsache. Dort, hoch über den Wolken und den Wohnungen der sterblichen Menschen, dort in der hehren Stille und Einsamkeit der grossartigen Natur: dort erhebt sich unser Geist ganz vorzüglich gern und innig zum Wesen aller Wesen empor, dessen allmächtiges Walten uns hier alles Irdische vergessen lässt.»



Foto C. J. Gilli

Annina Vital: Wassermann in Privat-Hallenschwimmbad, Wandkeramik

